

(Nachdruck verboten.)

Herrn Zickendrath's Pensionäre.

14) Roman von O. Eugen Hoffmann.

Das wirkte jedesmal wie ein Stichwort auf den dicken Wirth. Er fuhr von seinem Platz neben dem Buffet in die Höhe, trat einen Schritt vor und rief: „Ruhe! Nur Ruhe! Das ist unser Prinzip, ist unser Prinzip!“ Worauf ein nicht endemvollendes Beifallsgeheul die Bereitwilligkeit lohnte, mit der er auf den ausgeworfenen Köder anbiß. Manchmal ertönte statt der Mahnung „Ruhe!“ auch wohl die andere: „Anständig!“ Dann antwortete der Wirth mit der Unfehlbarkeit einer gut aufgezogenen Uhr:

„Zimmer anständig! Nur das macht Effekt, macht Effekt.“

Mit diesen beiden Redewendungen bestritt er die ganze Unterhaltung seiner Gäste, soweit sie ihm oblag; und beide Theile befanden sich wohl dabei. Die Gäste lachten laut und öffentlich über die Dummheit des Wirthes, der sich allemal wieder zu der gewünschten Sentenz herbeilegte; und der Wirth lachte still und innerlich über die Dummheit seiner Gäste, die sich von seinem Papageiegeplapper so imponiren ließen, daß sie immer noch einen tranken. Ein Verhältniß von idealer Gegenseitigkeit.

Zuletzt machte Friese darauf aufmerksam, daß es Zeit zum Abendbrot sei. Das durfte nicht versäumt werden. Man brach also auf. Johannes bezahlte großmüthig den ganzen Schwindel und drückte der Stellnerin außerdem als Trinkgeld noch einen Fünzigger in die feuchte Hand, wo er sofort bleigrau anließ.

Der Abgang gestaltete sich dadurch aber ziemlich großartig, indem sie bis zur Thüre die Begleitung des Wirthes und der reich beschenkten Hebe genossen.

Auf dem Heimweg machte Gustel allerlei Kapriolen, von denen man nicht recht wußte, ob sie ernst oder scherzhaft gemeint waren. Er stolperte immerzu über seine eigenen Beine und behauptete, das käme davon, daß das eine ihm vom langen Sitzen eingeschlafen wäre. Aber merkwürdig blieb es doch, daß es absolut nicht wieder wach werden wollte, obgleich es fortgesetzt den kraftvollsten Anrempelungen durch das andere ausgesetzt war. Man kam endlich dahin überein, daß es einer von Gustels gewöhnlichen versteckten Wizen wäre, und begleitete jeden neuen Hopsen mit einem anerkennenden Gelächter. Und Gustel protestirte nicht gegen diese Auffassung.

So kamen sie in bester Laune und vollkommener Einigkeit zu Hause an. Es war schon gedeckt und man ging sofort zu Tisch. Es gab Schüsseljölze mit Del und Essig. Aber obgleich das ein allgemein beliebtes Gericht war, breitete sich, sobald man sich gesetzt hatte, ein unheimliches dumpfes Schweigen über die Gesellschaft.

Diese Wandlung ging unzweifelhaft von Gustel aus, der seit er wieder in bedeckte Räume getreten war, ein höchst auffallendes Benehmen zur Schau trug. Er saß steif, als ob er ein Hebeisen verschluckt hätte, auf seinem Stuhle, stierte mit weit aufgerissenen, roth umränderten Augen über den Teller hinaus, fixirte mit der Gabel in der Sülze rum, ohne zu essen, und gab von Zeit zu Zeit ein tiefes, angstvolles Schnaufen von sich.

Herr Zickendrath musterte ihn einige Male forschend und sagte schließlich: „Ist Ihnen nicht wohl, Gustel?“

Gustel fuhr zusammen und versicherte in seltsam gepreßten Tönen: „O ja, ganz wohl.“ Dann spieckte er eine Kaper auf, steckte sie in den Mund, und nachdem er sie mit Anstrengung zerkaut hatte, fiel er in die alte Starre zurück.

Johannes wurde bedenklich. Er schubste seinen Bruder in die Seite und flüsterte ihm zu: „Dann geh doch lieber raus!“ Aber Gustel schüttelte nur stumm den Kopf. Wiederum tiefes Schweigen. Die Schwüle vor dem Sturm.

Emil, der sich kurz vor dem Abendessen ebenfalls wieder eingefunden hatte, versuchte mehrfach, die Unterhaltung zu beleben, indem er Damberger Merkwürdigkeiten erzählte. Aber es ging keiner recht darauf ein. Und so verzichtete auch er darauf, seine Perlen wegzudrücken.

Johannes und Friese hatten kein anderes Bestreben, als das, der peinlichen und gefährlichen Sitzung möglichst schnell ein Ende zu machen. Sie schlangen in aller Hast ihre Portionen

hinunter und legten fast zu gleicher Zeit mit demonstrativem Klappern Messer und Gabel nieder.

Aber Emil, der in seiner abgründigen Unschuld nicht ahnte, was sich vorbereitete, sah keinen Grund, sich zu beeilen, zumal er von seiner Reise einen Volkshunger mitgebracht hatte. Friese und Johannes bewarfen ihn von beiden Seiten mit feindseligen, haserfüllten Blicken, aber er ließ sich nicht stören. Er lud sich nochmals und immer noch einmal auf. Endlich schien er sich dem Zustande der Sättigung zu nähern. Seine Feinde athmeten schon auf — da geschah es doch noch. Mit einem Male, explosiv, hoch im Bogen, schrecklich!

Allgemeiner Aufruhr. Johannes riß den Unseligen vom Tisch und zog ihn nach der Thüre. Aber er wurde schwierig und wehrte sich. Er wollte zu Ende kommen. Hatte er doch Qualen genug ausgestanden, ehe es soweit war. Da packte ihn Friese am anderen Arm, und den vereinten Anstrengungen der beiden Großen gelang es nun, den nach und nach Erschlaffenden zu entfernen. Emil blieb entgeistert sitzen. Das war ihm zu unerwartet gekommen. Es hatte ihn geradezu gelähmt, betäubt, verwirrt, elend gemacht. Sold's ein Schauspiel! Und gerade, wenn man so schön satt ist!

Herr Zickendrath fühlte sich mehr moralisch berührt. Er war entriistet. Aber seine Entriistung war so mächtig, daß sie ihn noch nicht zu Worte kommen ließ. Daher setzte sie sich vorläufig in Bewegung um. Er raste wie besessen in der Stube umher und mißhandelte die Möbel, die nichts dafür konnten.

Emil wurde dadurch in seinem Wunsche, sich zu entfernen, der sich bereits vorher geregt hatte, noch bestärkt. Aber er getraute sich nicht, aufzustehen, weil er fürchtete, alsdann in den Banntreis der Zickendrath'schen Empörung zu kommen.

Endlich, nach einigen qualvoll langen Minuten, erschienen Friese und Johannes wieder und verkündeten mit niedergeschlagenen Augen, daß es Gustel nun wieder besser ginge. Er hätte einmal Wasser getrunken und ginge jetzt im Hofe spazieren.

Da aber brach Herr Zickendrath los. Was sie mit dem Zungen angefangen hätten? Ob sie sich denn nicht schämten, ein solches Kind, wie Gustel doch noch wäre, in ihre Spelunken mitzuschleifen? Was sie wohl dazu sagen würden, wenn er die ganze Geschichte dem Direktor anzeigte? Oder ob sie dächten, daß er sich an seinem Tisch so etwas gefallen ließe? Und nachdem er noch ein halbes Duzend ähnlicher Fragen herausgeschrien, erklärte er mit aller Bestimmtheit, daß er überhaupt nichts wissen wollte; gar nichts wollte er hören. Bloß schämen sollten sie sich, in ihre Seelen hinein, verdorbenes, versoffenes Gefindel, wie sie wären!

Auffallend war dabei, daß seine Strafrede in ihrem längeren Verlaufe sich immer mehr an Friese wandte und zuletzt ausschließlich über ihn hinfluthete.

Friese ertrug das eine Zeit lang mit schicksalicher Zerknirschung, da er sich wirklich nicht frei von Schuld fühlte. Als er aber merkte, daß Johannes aus diesem Umstand geradezu eine Veranlassung nahm, sich ebenfalls wie ein Verführter zu geberden und seinen Klumpen mit heuchlerisch vorwurfsvollen Blicken zu bombardiren anfing, da ging ihm die Geduld aus.

„Sagen Sie mal,“ unterbrach er Herrn Zickendrath's Redestrom, „weshalb sagen Sie das alles mir? Ich dünkte, der ältere Bruder wäre eigentlich näher dazu.“

Herr Zickendrath erzitterte vor Wuth. Er machte ein paar Schritte auf den kühnen Sprecher zu und sah aus, als ob er im nächsten Augenblick zu Thätlichkeiten übergehen wolle. Aber Friese brauchte seine breiten Schultern nur mit einem sichtbaren Kuck in eine kraftvolle Bertheidigungsstellung zu schieben, um in dem erbosten Pensionsvater die Luft zu Gewaltthaten zu ersticken.

Eine Sekunde war es ganz still im Zimmer. Dann ging Friese mit dröhnenden Schritten zur Thüre, riß sie auf und rief auf der Schwelle mit lauter Stimme:

„Wenn Sie durchaus einen Sündenbock für Alles brauchen, dann suchen Sie ihn sich gefälligst anderswo. Ich bin mir zu gut dazu.“

Dann schlug er die Thüre hinter sich zu und stieg die

Treppe hinauf nach seinem Zimmer. Unmittelbar hinter ihm her entwich Emil.

Als eine Viertelstunde später auch Johannes das geschändete Wohnzimmer verließ, that er es mit der Miene befriedigten Stolzes. Er hatte den Alten wieder einmal runtergekickelt. Es war furchtbar einfach. Der Fritze verstand es eben nicht. Man brauchte ihm nur Alles zuzugeben und ein dummes Gesicht dazu zu machen. Dann war man allemal, wenns vorbei war, wieder lieb Kind bei ihm.

IX.

In den nächsten Tagen schauerte ein Wirrwarr von Stimmungen durch das Haus.

Johannes war lustig und guter Dinge und trug sein gutes Einbernehmen mit Herrn Bickendrath geflissentlich zur Schau. Er hatte von seinem Vater die Erlaubniß erhalten, ein billiges Klavier zu miethen, und die Erwägungen, die er mit Herrn Bickendrath darüber anstellte, woher es zu beschaffen sei, was man dafür zahlen dürfe und wo es aufgestellt werden solle, nahmen einen breiten Raum ein.

Gustel entzog sich den Folgen seines standalösen Betragens dadurch, daß er noch einige Zeit den körperlich Leidenden spielte.

Fritze ging finster und trogig umher, und Emil schwankte zwischen seiner Freundschaft für Fritzen und der von der Klugheit gebotenen Ergebenheit gegen den Hausherrn.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die arme Wittve.

Von Otto Breitmann.

Sie wohnt in jener Gegend, wo zwischen glänzenden Riesenhäusern noch verbaute Häuschen liegen. Ihre ganze Gestalt paßt zu den niedrigen Fenstern und den altmodischen Zimmern. Klein ist sie, die Schultern fallen ab, und die Brust ist flach. Das spärliche Haar hat sie über die niedrige Stirn gezogen. Und wenn sie auch so verschlafen und gedrückt aussieht, wie ihre Behausung, so wird das zu verzeihen sein. Wenn es einem Menschen immer so schlecht geht, wie der Frau Bäckermeister Paalzow, der armen Wittve, so wundert sich keiner, daß er den ganzen Tag betrübt ist.

Es war im Winter. Scharfer Wind scheuerte das Pflaster blank, das Trottoir blinkte wie gepugt. Die Schritte der wenigen Menschen, die von dem mit wogendem Straßenleben erfüllten Platz in die Straße einbogen, in der die Bäckermeisters-Wittve wohnte, klappten hart und laut. Sie gingen rasch, die Kälte ist ein guter Antreiber.

Nicht ein Kind war auf der Straße zu sehen. Dabei war es doch am Nachmittage, wo keine Schule mehr ist. Aber die Kälte hatte die Kleinen in die Häuser gezeichnet.

In das gleichmäßig blasse Licht des sonnenlosen Winter-Nachmittags mischte sich schon der warme Schein von Lampen und Gasflammen, die hinter Bureau- und Schaufenstern angezündet wurden.

Die Straße heraus holperte ein Karren. Frau Paalzow erkannte ihren Brotkaren. Sie stand, wie stets um diese Zeit, am Eingange zu ihrem Laden, dessen eine Hälfte als Schaufenster diente. Diese Nachmittagsstunden waren ihr schredlich. Sie mußte, bei gutem Wetter, sehen, wie ihre Gefellen im Hausthor standen und frische Luft schnappten. Daß diese Menschen auch einmal einige Wlode hinaus-thun wollten, nicht immer wie eine Maschine arbeiten mochten, war ihr unbegreiflich. Aber wenn auch sonst die Kraft ihrer Arme sich nur für die Meisterin erschöpfte, die wenigen Stunden des Nachmittags beanspruchten sie für sich zum Schlafen und Ausruhen.

Frau Paalzow beklagte dann immer, daß ihr lieber Mann so früh gestorben war. Und in diesem Augenblick war ihre Klage recht. Sonst aber wird ihr niemand nachsagen können, daß sie ihren Mann außergewöhnlich betrauert hätte. Rein, es muß zugestanden werden, sie bewahrte den Anstand, die gesellschaftlichen Formen. Sie ließ sich nicht so weit vom Schmerz hinreißen. Und das erwarb ihr fast einstimmigen Beifall. Vergaß sie doch des Todten wegen die Lebenden nicht. Denn das mußte ihr ärgster Feind zugestehen, für ihr Kind sorgte sie, wie nur eine gute Mutter sorgen kann. Es war ihr einziges Kind. Ein Mädchen, ein dünnes Geschöpf mit krummen Beinen und rothgeränderten Augen.

Frau Paalzow diente bei dem alten Mann, als die erste Frau starb. Die erwachsenen Kinder wunderten sich nicht wenig, als der Vater noch einmal heirathete. Der Älteste hatte gehofft, endlich die Bäckerei übernehmen zu können. Doch die Stiefmutter wollte nicht so rasch abhandeln. Der Alte starb. Die Wittve befehlt den Laden. Aus Ehrfurcht für ihren Mann, meinte sie immer. Sonst? . . . ach! Ihr ging es so schlecht! Verhungern mußte sie beinahe mit ihrem Kinde. Und als in dem neuen Kaufhause gegenüber eine neue Bäckerei eingerichtet wurde, hatte sie keinen frohen Tag mehr. Die Gefellen wollten so wenig arbeiten. Während der ganzen Nachmittagsstunden schafften sie nicht.

Dann stand sie immer in der Thüre. Und keiner kam in diesen Stunden, um sie durch einen Kauf zu trösten! . . .

Als sie den Karren hört, wird ihr Gesicht heiter, so heiter es

eben werden kann. Sie geht an die Fallthür im Hintergrund und ruft hinab: „Friedrich! Gustav! Das Holz!“

„Jetzt ist Ruhepause!“ klingt es dumpf von unten herauf.

Sie kreischt: „Na, wenn Sie auch mal nicht so lange faulenzeln! Ich muß immerzu arbeiten!“

„Ja, Sie schlafen in der Nacht, wenn wir arbeiten,“ murmelt es unten.

„Ach Gott! Ach Gott! Daß ich arme Frau auch so'n Pech haben mußte! Daß auch mein lieber Mann zu früh starb! Er hätte doch noch lange leben können.“

„Ja, wenn Sie ihn nicht so gekannt hätten!“ spricht unten einer leise.

Sie ist einen Augenblick verdutzt. Dann aber schreit sie klagend: „Nein, nein, daß ich so etwas erleben muß! Und ich habe niemand, der mir beisteht! O, gewiß! Euretwegen kann ja das Holz gestohlen werden. Was kümmert es Euch, ob ich zu Grunde gehe, ob ich arme, alte Frau mit meinem Kinde auf die Straße hinausgejagt werde, ob ich betteln muß?! Ihr rohen Menschen könnt das alles mit ansehen und würdet Euch schließlich noch freuen, wenn ich erfriere oder verhungere!“

Sie weint beinahe. Da wird die Fallthür von unten aufgestoßen und zwei junge Leute kommen herauf. Bläß, übermüdet, mit grauen Schatten unter den Augen, als wären sie krank. Der Oberkörper ist bloß vom Hemde bedeckt.

„Ist ja schon gut; wir gehen ja schon!“ sagt der Eine.

„Warum lassen Sie denn nicht zur gehörigen Zeit eine ordentliche Fuhr anfahren? Wenn wir arbeiten sollen, müssen wir auch die richtige Pause haben,“ brummt der Andere.

„Ach Gott! Wenn wir armen Väter das Geld dazu hätten!“

„Na, der drüben kann's doch auch!“

„Ja, der! . . . Aber ich bin nur 'ne arme Wittve. Ach, wenn Sie wüßten.“

„Ja, ich weiß schon! — Auf das bißchen Holzabladen kommt es mir nicht an. Aber eine andere Schlafstelle will ich haben.“

„Ach, Sie quälen mich noch zu Tode! Sie sind der Nagel zu meinem Sarg. . . Ach, wenn ich es könnte, geru würde ich Ihnen einen großen Schlafsaal einrichten. . . und Himmelbetten. . . und . . . und Marmorwaidtische. . .“ Sie überhastet sich beim Sprechen, daß sie kaum Luft bekommt. Denn das ist ihr größter Kummer, die Forderung einer besseren Schlafstelle. Sie ist der Meinung, daß die Schlafstelle sehr schön ist, daß die Gefellen es gar nicht bequemer haben können als in dem dunklen Raum, der an die Backstube stößt. Er liegt zwar unter dem Hof, kaum zwei Betten haben d'rin Platz und die Abgüßröhren des ganzen Hauses laufen an den Wänden entlang. Die Bettdecken sind von der Feuchtigkeit klumpig. . . . Aber was solche Gefellen alles verlangen. . . .

Und sie weint: „Ja, Sie werden mich noch anzeigen, mich ganz ruiniren, mich bestrafen lassen. . . . Oh, wie undankbar. . . .“

„Na, Sie hätten es wirklich verdient, daß Sie angezeigt werden!“ meint der eine Gefelle ärgerlich. Sie gehen hinaus. Während sie, vor Frost zusammengehauert, das Holz abladen und durch das Kellerfenster werfen, zählt die arme Wittve die Einnahme nach und trägt eine übervolle Hand Silbergeld in ihre Stube. Leise legt sie es auf die Kommode, schliefet diese auf und holt unter alten Strümpfen und Tüchern einen Nähtkasten hervor. Sie öffnet ihn, aber nicht Garnrollen, Zwirn und Nadeln sind darin. In sauberen Rollen liegen runde, harte Thaler, Markstücke und goldige Kronen zusammengeschichtet unter Pliden, die sie fortgenommen hat. Unbächtig zählt sie die mitgebrachten Stücke hinein.

Ein scharfer, schwerer Tritt dröhnt im Laden. Sie sieht durch die Glasschür — der Schreck! Ein Wachtmeister!

Der bringt gewiß eine Strafverfügung. . . der Lump, der Konkurrent gegenüber hat sie natürlich denunzirt. . . . daß sie Sonntags verkaufte. . . . der Schuft! Bitternd schließt sie den Nähtkasten. . . . er geht nicht ganz zu. . . . Ach, ach! . . . Sie eilt nach dem Laden: „Oh. . . . ich bin ja nur 'ne arme Wittve!“

„Was?“ fragt der Wachtmeister amtsmäßig.

„Ach Gott! Dieser Schurke!“ Wuth und Angst spricht aus ihrem Gesicht, das sie zu unterthänigem Grinsen verzerrt.

„Ja, ich komme, die Arbeits- und Schlafräume zu revidiren,“ sagt der Beamte.

„Jajaja; bitte schön!“

Der Wachtmeister sieht die dunkle Falltreppe hinunter. Eine böse Zumuthung, da himab zu klettern! „Haben Sie nicht wenigstens Licht?“ fragt er.

„Jajaja!“ Rasch zündet sie die Stubenlampe an und leuchtet ihm vorauf. Während er sich den Holzraum ansieht, kommt sie wieder zur Besinnung. Halb vertraulich, halb feindlich fragt sie: „Die Kerle haben mich wohl denunzirt?“

„Wer. . . . Was? . . . Wie? . . . Ist hier etwa was zum Denunziren?“

„Nein, nein. . . . Ich wo!“

„Na, denn zeigen Sie mir doch mal die Backstube.“

„Bitte. . . . bitte!“ sagt sie pilirt.

„n bißchen eng; dazu noch die Zudertisten. . . . 's ist ja alles verschlossen? Haben Sie denn solche unehrlichen Leute?“

„Ach Gott. . . . Sie wissen doch. . . . mit einer alleinstehenden Frau wird alles gemacht.“

„Ja, ja!“ Es freut ihn, daß sie so vorsichtig, so ordentlich ist. Aber fragen muß er doch: „Wie viel Leute arbeiten denn hier?“

„Zwei Gefellen.“

„Lehrlinge nicht?“
 „Ja . . . auch zwei.“
 Sein Mund zieht sich in Falten. Fast pfeifend sagt er: „Aber da ist der Raum doch recht eng . . . und keine Fenster . . .“
 „Oh . . . doch, da!“
 „Ja, das ist aber nur ein Lichloch. Das kann doch nicht geöffnet werden?“
 „Nein . . . das nicht.“
 „Na also! Dann ist hier doch gar keine Ventilation!“
 Sie schweigt verstockt. Die Polizei darf ihr doch keine Unannehmlichkeiten bereiten . . .
 „Wo ist denn der Schlafraum?“
 Das klingt strenger. Rasch leuchtet sie in den muffigen Raum hinein, dessen rauher Verwurf staubig und voll Spinnweben ist.
 „Was, hier schlafen die Leute?“ fragt der Wachtmeister.
 „Ja,“ antwortet sie unsicher. Die Lampe hält sie so unruhig, daß sie blatt. Der Beamte schüttelt verwundert den Kopf: „Und wo liegt der Abort?“
 „Ja, der ist auf dem Hofe.“
 Und sie leuchtet ihm denselben Weg zurück.
 „Ich, das geht denn doch nicht!“ sagt er und steigt rasch die Leiter hinauf. Vor Jörn kann er nicht rasch genug nach oben kommen und stößt sich den Kopf an der Fallthür. „Verfluchte Dredhude, Saustall!“ flucht er.
 „Diese Kerle, diese Kerle!“ heult sie fast vor Wuth. „Man giebt ihnen Arbeit . . . und dann danken sie es so . . . dann denunzieren sie einen noch!“
 „Nu reden Sie nicht immer von Denunziren! Kein Mensch hat sie denunziert! Ich mache meinen Revisionsgang. Und da kommen Sie eben auch dran. Ich wünschte, der Saustall wäre schon längst denunziert!“
 (Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— **Erdeffer.** Ueber den Gebrauch des Erdessens, die „Geophagie“, veröffentlichte R. Lach in den „Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien“ eine Arbeit, welcher der „Globus“ Folgendes entnimmt: Der Gebrauch erstreckt sich über fast alle Tropenländer und viele subtropische Gebiete; Weiße, Neger und Indianer werden von der Geophagie heimgeführt, die ersteren verhältnismäßig am wenigsten. Lach bespricht zunächst nur das nicht krankhafte, ökonomischen oder abergläubischen Motiven entspringende Erdessen. Die Erde als Nahrungsmittel ist nicht stets die Folge von Mißwachs und Theuerung. So erwähnt Lach, daß in den Sandsteingruben des Kaffhäusers sich die Arbeiter einen feinen Thon als Steinbutter auf das Brot streichen, eine Sitte, welche auch anderswo wiederkehrt. Geradezu als Lederbissen wird Erde in Persien in großer Menge genossen, wenn sie auch absolut keinen Nährstoff enthält. Im Malayischen Archipel sind gewisse Erdsorten (ampoh) als Speise fast in jedem inländischen Kaufmann zu haben. In China ist das Erdessen weit verbreitet, ebenso in Afrika, Neuguinea, Neukaledonien, Neuseeland u. s. w. sind bekannte Gebiete der Geophagie. In Amerika grassirt diese Sitte vom fernsten Norden bis nach Südamerika hin; vom Orinoko entwarf zuerst Humboldt die klassische Schilderung dieses merkwürdigen Nahrungsmittels. Einen besonderen Abschnitt widmet Lach der Geophagie der Schwangeren. An den verschiedensten Orten des Erdballes wird der Genuß von Erde als wehenbefördernd und die Geburt als erleichternd angegeben. Aber auch zu Heilzwecken findet sich der Genuß von Erde angegeben. Mit religiösen Motiven vermischt erscheint der Genuß von Heiligenfiguren aus Erde in Guatemala, namentlich an Wallfahrtsorten. Als Bestandteil des Gottesurtheiles, also zu einer religiösen Handlung gehörend, finden wir den Brauch des Erdessens auf Timor. Da kein Nahrungswert in den Erden vorhanden ist, müssen andere Ursachen zu diesem Triebe vorliegen. Vielleicht haften den Erden ein gewisser Wohlgeschmack an; in anderen Gegenden mögen die Tonarten salzhaltig sein und ihr Genuß kann als Surrogat des Salzgenusses betrachtet werden. Immerhin wird man es in den meisten Fällen wohl mit krankhafter Geophagie zu thun haben. Diese stellt sich namentlich im Verlaufe verschiedener, zumeist in den Tropen einheimischer Krankheiten ein, ist aber auch namentlich bei der Anämie bei uns beobachtet. Charakteristisch für den pathologischen Erdeffer ist der Hängebauch, allgemeine Abmagerung, Anschwellung der Leber, Milz u. s. w. —

Theater.

Im Neuen Theater wurde am Dienstag das Schauspiel „Der Sohn der Frau“ von Max Kreger zum ersten Male aufgeführt. In die verschwommen-milde Weise des Neuen Theaters bringt Kreger's Drama zunächst einige schärfere Akzente. Zwei junge Taugensüchte, Söhne eines reichen Fabrikanten im Südosten Berlins, werden in ihren Jugendbeiseelen, aber auch in ihrem Progenthum und in ihrer mitleidslosen Nichtswürdigkeit bitter gekennzeichnet; sammt den Scharobern, die an solchen Früchtchen zu leben pflegen. Ihnen tritt ein überlegener junger Mann gegenüber, der in seiner ausbündigen Jugend nur zu sehr Schablone geblieben ist. Es ist „der Sohn der Frau“. Die zweite Gattin des

Fabrikbeherrers Möbins war Erzieherin und ist in ihrer Jugend einem Verführer, der sich nachher erschog, zum Opfer gefallen. Aus dieser Liebesaffäre stammt ein Sohn, dessen Existenz Frau Möbins, als sie ihrem Gatten die Hand reichte, verschweigen mußte. Frau Möbins sorgt zwar für ihren Sohn, aber achtzehn lange Jahre muß sie ihn verleugnen, bis sie ihn endlich als entfernten Better ins Haus des Herrn Möbins schmuggelt. Ihr Geheimniß ist das „Skelett im Hause“. Richard Schmidt, dies der Name des Sohnes, wird das Muster aller Prokuristen und Geschäftsführer. Der alte Möbins sieht in ihm seine rechte Hand. Und Frau Möbins steht nun vor der Nothwendigkeit, vor ihrem Gatten und ihren häßlichen Stieföhnen die Wahrheit zu bekennen. Dies ist der Vorwurf des Dramas. Auf tiefere, seelische Begründung seines „merkwürdigen Falles“ läßt sich der Autor nicht ein. Es wird eine äußerliche Spannung festgehalten, wie sie in Journalromanen geliebt wird, bis der Ausbruch erfolgt. Kreger's Kraft liegt im Genre der Erzählung aus Berlinischem Sitten- und Kulturleben. Bei seinen Dramen hat man immer die Empfindung, als seien sie erst „für die Bühne bearbeitet“, wie es im Theaterjargon heißt. — Das Publikum ließ sich's an der Spannung gemühen und rief den Verfasser mehrfach, besonders lebhaft nach dem zweiten Akt.

An der reifen Kunst der Sprache konnte man wieder bei Frau Buße (Frau Möbins) seine helle Freude haben, so schlicht und eindringlich klingt sie. Von dieser Kunst führt keine Brücke zum Spiel der übrigen Mitglieder von Frau Buße. An ihnen allen haftet die theatralische Geberde. —

Archäologisches.

— Ueber die auf Cypern angestellten Ausgrabungen hielt Dr. Max Doherty-Richter in der letzten außerordentlichen Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft einen Vortrag, in dem er nach einem Bericht des „Berl. Tageblatt“ Folgendes ausführte: Der Redner wies zuerst nach, daß die Vorgegeschichte Cyperns in eine Kupfer- und Bronzezeit zerfällt. Im zweiten Jahrtausend vor Christus, ja vielleicht noch eher, haben Cyprier dann bereits eine zähe Edelbronze mit 9—11 pCt. Zinn hergestellt. Zur Zeit der zwölften ägyptischen Dynastie, also am Ende des dritten Jahrtausends vor Christus besaß Cypern schon eine vorgezeichnete Bronzezeit-Kultur, während die Anfänge der Kupferzeit ins fünfte bis sechste Jahrtausend und noch weiter zurückreichen. Reichthümer von Sargon I. (3800 v. Chr.) und ein anderer von Vortragenden selbst ausgegrabener, der um 2000 v. Chr. anzusetzen ist, erbellen weitere Abschnitte der cyprischen Urzeit, in der um 1500 v. Chr. die Träger der mykenischen Kultur mit Sicherheit nachweisbar werden. Die neuesten Entdeckungen englischer Archäologen auf Cypern bestätigen ferner, daß die mykenischen Thongefäße auch auf Cypern fabrizirt wurden. Ueberhaupt besitzen wir jetzt eine goldreiche mykenische Lokalkultur, die uns auf der Insel nicht zu verwirren hat, von der die peloponnesischen Griechen, die des Eisens unkundigen Träger der mykenischen Kultur, das Kupfer für ihre Waffen holten.

Von Cypern nahm die Schwertfabrikation ihren Ursprung; der Vortragende zeigte die primitivsten Typen von Kupferschwertern, sowie Bilder eiserner Nachbildungen, durch welche die homerischen Schwert zum ersten Male illustriert werden. Die Kupfer- und Bronzeschwerter Ungarns, Mittel- und Nordeuropas, ja die eisernen Hallstattschwerter haben ihre Prototypen auf der Kupferinsel. Des Weiteren zeigte er einen jetzt in Berlin befindlichen Bronzehelm mit Kegelspitze und beweglichen Nackenklappen, mächtige Bronzepeere bis zu 90 Zentimeter Länge mit Röhren zur Aufnahme eines Holzschafstes, den Kalksteinlopf eines behelmten Kriegers mit Spitzbart. Es wurden ferner sechs der Insel eigene Fibeltypen, davon einer in Gold, einer in Silber und vier in Bronze vorgeführt, dann noch allerlei Gegenstände aus Kupfer, Bronze und Eisen, primitive Meißel, Dolche, Priemen, außerdem wahre Wunderwerke cyprischer Bronzezeit, ein Gefäß mit schön stilisirtter Palmette um 600 v. Chr. und eine aus derselben Zeit und Werkstatt kommende wichtige Pferdetränke, das erste Original zu den Trennen der Pferde an den Bildwerken der von Phidias ausgehauenen Skulpturen der Parthenongiebel auf der Akropolis. Es folgte ein Bild, auf dem eine Sammlung cyprischer Goldornamente von etwa 2000 v. Chr. bis 300 n. Chr. zusammengestellt war, eine Zylinderfassung, eine Goldkette mit schön modellirten Frauenlöpschen an den Enden, Armbänder, in Thierköpfe auslaufend, Ohr- und Fingerringe, Ohrspiralen, Amulette und Hängezierathe, Diademe und Blattgold von Todtenkränzen, darunter Meisterwerke gräköphönizischer, griechischer, hellenistischer und römischer Kunst. Dann wurde der Inhalt zweier Gräber, das eine aus mykenischer, das zweite aus nachmykenischer, aber mykenisirender Epoche vorgeführt, aus dem ersten ein bronzenes Szepter, von vier Wasservögeln gekrönt, und die cyprische Nachbildung eines Mykenebechers, der die Trinkenden beim Mahle vergirte. Der Wein verschwindet beim Eingießen in einen doppelten Boden, aus dem er durch einen Ochsenkopf am Gefäßrande herausgelaugt werden kann. Durch reiche Bilderreihen wurde nachgewiesen, wie die attische Dinohoe (Weintaube) mit griechischen Vasenbildern in schwarzfigurigem Stile allmählig entsteht und den Prototypus um einige Jahrtausende zurück in der Urzeit hat. Dasselbe sei auch der Fall bei der zweifelhaflichen Amphora und den Vasen in Thierform.

Schließlich bewies der Vortragende aufs Neue, daß auf Cypern in grauer Vorzeit zuerst von allen umliegenden Ländern die Erfindung, Kupfer aus dem Erze zu schmelzen, gemacht wurde; daher sei auch von dieser Insel die Fabrication von Kupferwaffen und Geräthen ausgegangen und ebenso eine frühe Kupferzeitkultur, die namentlich durch die nach Millionen zählenden Thongefäße und deren hervorragende Technik beglaubigt sei. Mit dem Wille einer Ausgrabungsszene vom Lambert-Hügel bei Tamassos, Schloß der Vortrag. Im Vordergrunde das vorgeschichtliche Gräberfeld, im Hintergrunde die malerischen Gebirge mit den ältesten Kupferminen von Tamassos, denen die Insel Cypern ihre uralte Kultur und die Entstehung der Sage verdankt, daß Agamemnon's Panzer, der kunstreichste bei Homer, ein Gastgeschenk des cyprischen Königs Sminras war. —

Aus dem Thierreiche.

ss. Eine eierfressende Schlange. Bei dem Orte Mpala am Tanganyika-See wurde unlängst ein merkwürdiger Faug gethan, dessen Gegenstand der Vater Guilleme von dem Orden der Weißen Väter an das naturgeschichtliche Museum zu Paris schickte. Es war eine Schlange von der Art Dasypeltis scabra (Mauhe Natter), die in dem Augenblicke überrascht wurde, als sie ein Ei in die Hand schlugte. Der Hals der etwa 70 Zentimeter langen Natter hat noch nicht einmal die Dicke eines kleinen Fingers, während der Querdurchmesser des verschluckten Eies 4 1/2 Zentimeter erreichte. Die Schlange wurde nach dem Faug sofort in Alkohol gesteckt und befindet sich so noch in ganz derselben Verfassung, wie in dem Moment, als sie gefangen wurde. Das Ei steht noch unverändert im Schlund, der an der betreffenden Stelle zu einem verhältnismäßig ungeheuren Umfang angeschwollen ist. Das Thier wurde nun von dem Zoologen Bailant in Paris untersucht. Schon im Jahre 1834 hatte Jourden der Pariser Akademie der Wissenschaften eine Schrift über die Dasypeltis überreicht, in der das Auffallendste die Entdeckung war, daß die Schlange mitten in ihrem Leibe eine Art von Zähnen besitzt. An der Unterseite der Wirbelzentren nämlich, vom 24. Wirbel beginnend, sitzen 7-8 Inodige Auswüchse, hintereinander, die wie echte Zähne mit Email bekleidet sind. Schon damals hat man in diesem Apparate den Zweck vermutet, die Schalen der Eier, die vielleicht die ausfallende Nahrung dieser Schlangen bilden, innerhalb der Speiseröhre zu zerbrechen. Diese Entdeckung machte in der Naturwissenschaft damals vieles Aufsehen, besonders wegen der in die Augen springenden biologischen Nützlichkeit. Es ist klar, daß durch diese Einrichtung ein Verlust an Nahrung vollkommen vorgebeugt ist, während ein Theil des Ei-Inhaltes nach außen ausfließen müßte, wenn die Schlange die Schale im Munde zerbräche. Es giebt noch andere eierfressende Schlangen, wie den Heterodon in Madagaskar, die die Eier mit der Schale verschlucken, ohne sie durch innere Zähne zu zerbrechen. Bei jener gelangt das Ei in untergekehrtem Zustande bis in den Magen, wo die Schale einfach durch die Verdauungssäfte aufgelöst wird. Bei der Natter vom Tanganyika-See dürfte das Vorhandensein des Apparates zum Zerbrechen der Eier dadurch zu erklären sein, daß das Ei zwar noch durch die Speiseröhre hindurchgepreßt werden kann, daß aber bei einem weiteren Fortgange eines unverhältnismäßig großen Körpers der Verdauungskanal leicht beschädigt werden könnte. Deshalb also muß das Ei vor dem Eintritt in letzteren zerbrochen werden. Der Gegenstand ist aber im Verhältnis zu der Ausdehnung des Males so außerordentlich groß, daß man es gar nicht begreift, wie die Schlange das Ei bis in den Schlund zu bringen vermag. Es ist freilich bekannt, daß die Schlange gewissermaßen „in ihren Wiffen hineintricht“: sie öffnet den Raum zwischen den Kinnbaden so weit als möglich und drängt sich dann unter Benutzung ihrer sämmtlichen Stütz-Bewegungsorgane über den zu verschluckenden Körper hinweg. Dieses Verfahren ist sehr geeignet für das Verschlingen eines mehr oder weniger weichen Thieres, also eines Staminchens, weniger wirksam aber jedenfalls bei einer harten und glatten Oberfläche der Beute. Der Heterodon von Madagaskar hält das Ei, das er verschlucken will, mit einer Windung seines Leibes fest und zwingt es dann langsam in das Maul hinein. Bei der Dasypeltis, die noch weit größere Eier verschluckt, kann der Vorgang nicht so sein. Diese Schlange hat ziemlich stark entwickelte Hautlappen auf jeder Seite des Males, und diese dienen wahrscheinlich dazu, das glatte Ei erst einmal im Malle anzulocken und so lange festzuhalten, bis die Arbeit der Kinnbaden den übergroßen Wiffen allmählig weiter nach hinten gleiten läßt. So gelangt das Ei langsam in den Schlund und durch die Speiseröhre hindurch, wird durch die Bauchzähne zerbrochen und giebt dann seinen Inhalt an den Schlangemagen ab. —

Technisches.

— Amalgamation von Metallgegenständen. Das Amalgamationsverfahren wird nur für Vergoldung und Versilberung angewendet; man nennt dasselbe, wie wir der Fachzeitschrift „Kraft und Licht“ in Düsseldorf entnehmen, gewöhnlich „Feuervergoldung“ oder „Feuerversilberung“. Zur Vergoldung bemüht man möglichst reines Gold, wenn man eine rein gelbe Vergoldung erzielen will. Mit Silber legirtes Gold giebt eine grüne, mit Kupfer legirtes eine rötliche Vergoldung und amalgamirt

sich schwerer mit dem Quecksilber. Um das Amalgam zu erzeugen, wird das Gold in seine Streifen zerschnitten, in einem Tiegel bis zum schwachen Rothglühen erhitzt, dann das achtfache Gewicht reines Quecksilber darüber gegeben, noch einige Minuten unter Umrühren erwärmt und dann in eine Schale mit Wasser gegossen, um eine schnelle Abkühlung zu bewirken und Kristallisation zu verhindern, durch welche Körner entstehen würden. Das erkaltete Amalgam wird nun gedrückt und gestuetet, um das im Uebermaße vorhandene Quecksilber zu entfernen, bis es eine feigartige Konsistenz annimmt und an den Wänden der Schale kleben bleibt. Der zu vergoldende Gegenstand wird zuerst erhitzt, dann gebeizt und abgetrocknet. Auf einer durch das Beizen matt gewordenen Oberfläche haftet das Gold besser als auf einer glatten. Das Amalgam wird mit einer Messingbürste aufgetragen, welche zuvor in eine verdünnte Auflösung von salpetersaurem Quecksilber, Quicksilber genannt, getaucht wird. Der Gegenstand wird dann abgepölst, getrocknet und endlich auf eine Temperatur erhitzt, bei welcher das Quecksilber sich verflüchtigt. Man nennt diese zum Zwecke der Quecksilberverflüchtigung vorgenommene Erhitzung „Abrauchen“ und bedient sich dazu eines Ofens von Eisenblech mit Holzkohlen gefüllt, über welche das Arbeitsstück auf einen Rost gelegt wird. Soll die Vergoldung stärker ausfallen, so wiederholt man das Verfahren zwei- bis dreimal und nennt die Arbeiten demnach zweifach, dreifach im Feuer vergoldet. Der vergoldete Gegenstand wird, wenn er Glanz erhalten soll, mit einem Blutsteine polirt, wenn er matt bleiben soll, so wird er dem Mattiren unterworfen und zu diesem Zwecke mit einem Gemenge von Salpeter, Kochsalz und Alaun mit etwas Wasser, das in Dreiform auf die vergoldeten Gegenstände aufgetragen wird, erhitzt. —

Humoristisches.

— Serenissimus geruhen allerhöchst eine neue Karte von bero unterthänigstem Lande in Augenschein zu nehmen.
„Sagen Sie doch, mein lieber Kindermann, ah — was ist denn das Graue hier?“
„Das bedeutet Wasser, Hoheit.“
„So — ah und das Grüne hier?“
„Das bedeutet Wald und Wiesen.“
„So, aber sagen Sie bloß — ah — mein lieber Kindermann, was ist denn das für eine schwarze Linie, die da gerade bei meiner — ah — Residenzstadt vorbeizieht?“
„Das, Hoheit, ist der zweihundfünzigste Breitengrad.“
„So? — sehr merkwürdig. Ist mir noch nie aufgefallen. Machen Sie mich doch das nächste Mal, — ah — wenn wir daran vorbeikommen, darauf aufmerksam.“ — (Simplicissimus.)

— Die Dame mit dem guten Herzen. Dame (zu einem Jungen, der ein Vogelneft ausgenommen): „Pftui, Du abscheulicher Junge! Schämst Du Dich nicht? Denkst Du denn gar nicht an den Schmerz der armen Mutter?“
Junge: „Die hat keinen Schmerz — die sitzt ja ganz ruhig auf Ihrem Hut droben!“ —

Notizen.

— Der Botaniker und Egyptologe Franz Woenig ist im 47. Lebensjahre in Leipzig gestorben. Einige seiner Arbeiten sind auch in Mellan's Universalbibliothek erschienen. —
— „Die keusche Susanne“ von Georg Engel soll zu Fastnacht im Lessing-Theater in Szene gehen. —
— Die Proben zu der „überhaupt ersten“ Aufführung des „Bärenhäuter“ von Siegfried Wagner in München leitet nicht der Regisseur, auch nicht der anwesende Komponist, sondern — dessen Frau Maria. —
— Der 17. Kongreß für innere Medizin findet vom 11.—14. April 1899 in Karlsbad statt. —
— In Japan besteht bereits eine „Gesellschaft für Zivil-Ingénieurure“, die jetzt 2000 Mitglieder zählt; sie ist der entsprechenden Gesellschaft in England nachgebildet. —
— Das zwischen der Maas und der Ourthe sich ausdehnende Condroz (Belgien) winnelt von Raben, die in ganzen Schaaren eindringen und großen Schaden anrichten. —
— In geringer Entfernung vom Hafen von Sidney wurde, wie die „Pest. Ztg.“ berichtet, eine Vriestaube an Land geschwemmt, die wahrscheinlich aus Europa dorthin verschlagen ist. Sie trug an einem Bein ein Blechband, das den Stempel: 1898 A 617 trägt. —
— Etwas „noch nie Dagewesenes, ganz Außerordentliches“ soll auch die nächste Pariser Weltausstellung bieten, nämlich — einen Vesuv. Unweit des Marsfeldes soll ein 100 Meter hoher, über 150 Meter im Durchmesser haltender künstlicher Bergkegel errichtet werden, dessen Krater Feuer und Lava speien wird, wenn anders der Versuch gelingt. Auf dem Bergabhäng und rundum Anlagen, Mäsen und Bäume, Wirthshäuser und Wehuden. Im Innern des Berges unten die Hölle, darüber das Paradies — nach Dante, heißt es — mit lebenden Bildern, bestirntem Himmelsgewölbe, fabelhaften Ueberrassungen: Wunder der Unter- und Oberwelt. Kostenpunkt: Sechs Millionen Francs. —